

# In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 14.

Posen, den 18. Januar 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Kolthstr. 3.

## Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

1. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Der junge Häuptling war nun zu einer Dame umgewandelt, die in einem schillernden Negligé vor dem Spiegel saß, kunstvoll frisiert und mit einem weichen, warmen Lächeln, wie kein Krieger lächeln konnte. Während sie die Lippen färbte, deutete sie auf einen Stuhl.

Baron Brée warf einen Blick auf die beiden Josen. Vester verstand ihn; auf einen Wink von ihr gingen sie hinaus.

„Nun, mein lieber Ferdinand?“

Der Baron begann sofort seine Attade. Strahlend vor Laune und Hebermut, sehr nah an Vester gerückt, begann er: „Es ist das, Vester: ich mußte Sie sprechen, dringend sprechen, deshalb ließ ich mich nicht abweisen, sondern drang in das feindliche Lager ein. Ich habe Ihnen eine Mitteilung von höchster Wichtigkeit zu machen!“

Vester ließ den Lippenstift sinken. „Ausgerechnet jetzt, eine Stunde vor dem Fest?“

„Ja, ausgerechnet jetzt; denn nach dem Fest ist es zu spät. Hören Sie zu, Vester, was ich vorhabe — es ist eine außerordentliche Idee —: ich will Sie entführen!“

Vester lachte herzlich auf, aber der Baron ließ sich nicht entmutigen.

„Entführungen sind nicht mehr modern, Vester, ich weiß es, aber ich bin solch altmodischer Mensch! Unten steht mein Wagen, der uns nach Italien bringen soll. Wir fahren, sobald das Fest beendet ist, wie wir sind, Sie im Abendkleid, ich im Frack. Es ist alles fit und fertig; ich habe sogar schon telegraphisch Appartements für uns im Excelsior-Hotel am Rido bestellt!“

Vester sagte mit gespitzten Lippen: „Dann will ich Ihnen raten, Ferdinand, die Appartements telegraphisch abzubestellen!“

„Das ist ein schlechter Rat, Vester,“ lachte Brée. „Ich halte nämlich, was ich verspreche. Bitte, glauben Sie es mir: ich werde Sie entführen!“

Vester schwieg.

„Sie sind etwas erstaunt, Vester, nicht wahr? Ich bin aber in allen Dingen für „Pace“. Ein anderer hätte erst von seiner Liebe gesprochen. Sie wissen aber ja, daß ich Sie liebe!“

In der Tat, Baron Brée liebte Vester! Das war wirklich kein Geheimnis mehr, die Späßen pfliffen es vom Dach. Brée hatte, so unglaublich es klingt, zwei Sommermonate in Wien verbracht, nur um in Vesters Nähe sein zu können. Und nun war plötzlich diese famose Entführungs-Idee aufgetaucht und hatte ihn hingerissen. Flucht mit Vester zum Rido! Brée streckte ihr die Hand hin und sagte bittend: „Schlagen Sie ein, Vester!“

Aber Vester schlug nicht ein. Sie war nicht böse, nein; denn sie kannte den Baron, sie fand die Idee sogar sehr lustig, aber —

„Sie müssen ohne mich fahren,“ entgegnete sie, nicht in seinem heiteren Ton, sondern ernst und nachdenklich; „denn: ich liebe Sie nicht!“

„Gott, Liebe!“ lenkte der Baron ein. „Menschen wie wir sollten dieses Wort niemals gebrauchen.“

Vester blinnte ihn von der Seite an, mit den Augen einer Sphinx in ihrem herrlichen, gepuderten Gesicht. „Dies Wort ist doch sehr schön.“

„Nein, ich verstehe Sie nicht, Vester. Haben Sie vielleicht die Absicht, bis zum Herbst in der Stadt zu bleiben?“

„Ja, diese Absicht habe ich,“ entgegnete Vester in ihrem merkwürdigen Ernst.

Brée stoppte ab. Er hielt seine eigene „Pace“ nicht durch, sondern wurde plötzlich entmutigt. „Warum wollen Sie in Wien bleiben, Vester?“

Vester legte eine Perlenkette um den Hals. „Ich habe Gründe.“

„Was für Gründe?“

„Sie sollen den Grund heute noch kennenlernen,“ sagte Vester mit feinem Lächeln. „Der Grund trägt einen Frack; ich werde Sie mit ihm bekannt machen.“

Da gab Ferdinand von Brée seine Hoffnung auf. Er war geschlagen! Ein Grund, der einen Frack trug, schlug ihn aus dem Felde. „Darf ich wissen, wer es ist?“

„Sie kennen ihn nicht. Der Mann, um dessentwillen ich in Wien bleibe, trägt keinen Namen. Es ist ein Student.“

Brée saß nun wieder in dem kleinen Rokoko-Salon, die Füße ausgestreckt und die Schultern gegen die Lehne gedrückt. Salak! Jagd zu Ende! Der Rido versank. Er saß da wie ein Mann, der wartet und die nötige Zeit dazu hat, er, der es noch vor einer Viertelstunde so eifrig hatte! Doch plötzlich huschte ein Lächeln über sein Gesicht. Und er erinnerte sich, daß seine Pferde schon manchmal geschlagen schienen und doch siegten. Es kam nur auf den Reiter an.

Brée lächelte und rüstete seine Gedanken zu einem neuen Feldzug gegen Vester. Ein Grund, der einen Frack trug, war kein Grund! Baron Ferdinand v. Brée war mit einem Male wieder guter Dinge.

Um acht Uhr abends war die Straße vor Vesters Schloß von dunklen Mauern neugieriger blockiert. Rudel von Menschen versperrten die Zufahrtsstraßen; sie standen bis zur Mitte des Asphalts, saßen in den Bäumen, waren auf die Dächer geklettert, kletterten in den Gärten, und in dem Lärm des dichten Gedränges, der gleichmäßig anschwell und wieder abebbte, zischte immer wieder das eine Wort auf, wie ein Flimmern auf dunklem Hintergrund: „Vester!“ Veritene Polizisten säuberten jede fünf Minuten die Straße, dann wich die Menschenmauer zurück, um im nächsten Augenblick wieder vorzubrechen. Knatternde, ungeduldig bebende Automobile bahnten sich mühselig ihren Weg zum Balbachin, unabsehbare Reihen von Wagen warteten darauf, vorzufahren zu können.



Gräfin Niström machte die Honneurs. „Im Namen Vesters“ drückte sie den Gästen die Hand, theilte Komplimente aus und nahm sie entgegen, deutete auf die kostbaren Blumenpenden, die überall aufstiegen und den ganzen Raum mit betäubenden Düften ausfüllten, und geleitete Damen und Herren an die Sessel, welche dicht aneinandergerückt kreisartig in der Halle standen und in der Mitte einen kleinen Platz freiließen, der zu unbekanntem Zweck mit Orchideen bestreut war.

„Vester?“ fragte eine Stimme die andere, und schließlich gingen die freudig erregten Stimmen durch das ganze Parkett und rissen alles mit: wo ist Vester?

Gleichzeitig aber erlöschten die Glühlampen, und es trat vollkommene Dunkelheit ein, eine Fanfare ertönte, und die Musik einer irgendwo versteckten Kapelle legte durch den Raum. Sofort verstummte das Gemurmel in den Reihen, und als der gleißende Lichtkreis eines Scheinwerfers aufzuckte, war es so still wie in einem Dom.

Lastend erklimm der Lichtkreis den oberen Teil der Halle, und in ihm erschien, violett blendend, die blumengeschmückte Treppe, die von oben hinunterführte. Die Musik brach sich in einem Wirbel von Dissonanzen, und ein langsam anschwellender Donner stieg aus den Kesselpauren empor. Plötzlich aber ging ein Schauer durch die Halle, und die Schultern und Westenauschnitte bewegten sich —

In dem Lichtkreis erschien Vester, strahlend wie eine Flamme —

Da überlörnte ein scharfer Ruf die vehement bebende Musik: sämtliche Herren waren wie auf ein Kommando aufgestanden. — Vester schritt die Treppe hinunter, und nun glitten ihre Füße über die Orchideen, die wie ein Teppich über das Parkett ausgebreitet waren. Vester bog ihren geschmeidigen Körper, und silberne Lichtstreifen rannen an ihr hinab, ihre Arme, ihre Hände, ihre Fingerspitzen tanzten nach einem süß klagenden Motiv, das die Fagotte und die Geigen intonierten.

So begrüßte Vester ihre Gäste.

Vester trug ein silbernes Gewand, das sich wie ein Hemd um ihren mageren, eleganten Körper schmiegte, und dieses Hemd war vollkommen schlicht, einfach ohne Spitzen, Blumen, Franzen, Quasten, es sah aus, als wenn ihr Körper silbern bronzirt wäre. Aber was so glänzte und blitzte an ihr, in ihrem Haar und an ihrer Schulter, um ihren Hals und an den Armen und Händen, das waren Rubine, Saphire, Brillanten, Smaragde, Perlen . . .

Baron Brée lächelte, doch dies Lächeln war verunglückt. Suchend glitt sein Blick von Gesicht zu Gesicht. Wie sah der Mann aus, dem diese Vester ihre Gunst geschenkt hatte? Ein Student? Dieselbe Vester, der ganz Wien zu Füßen lag, und ein Student? Hm, sehr sonderbar.

Ein tosendes, buntes Geräusch setzte ein, jubelnde Töne stiegen in die Luft wie Leuchtraketen, bogen sich in tönenden Kreisen und spitzten sich zu in Flöten und Pikkolos. Vester erstarrte wie eine Bacchantin in leidenschaftlicher Pose, während die flatternden Töne in einer betäubenden, tausendfältigen Melodie, in einem Wirbel von Trommeln und Flöten abbrachen. Wie es Licht wurde, rollte eine Lawine von Beifall durch die Halle. Alle umringten die Tänzerin und versuchten, einen Händedruck, ein Wort von ihr zu erhalten.

Brée streifte an Vester vorüber und sah ihr schalkhaft in die Augen.

„Ich habe noch nicht abtelegraphiert, Vester!“

„Sie werden es noch tun müssen, Ferdinand!“

„Ah, ich glaube nicht daran. Wenn Ihr Grund nur eine Ausflucht war? Sie haben mich noch nicht bekannt gemacht.“

„Wollen Sie das Neueste wissen? Sie werden an einem Tisch mit ihm sitzen, er wird Ihr Nachbar sein!“

Und Vester wurde hinweggeschwemmt von einer Woge von Fräulein.

Brée sah sich gespannt auf der Veranda um, die sich langsam zu füllen begann. Die warme Julinacht strömte herein, summende Mücken spielten um die bunten Lichter der Tischlampen. Brée studierte bedächtig die vier Karten seines Tisches. Er selbst hatte Gräfin Niström zur Tischdame, das andere Paar — er las den Namen einer bekannten Schauspielerin und einen gänzlich unbekannten Namen, den er niemals nennen gehört hatte: Christian Bransen. Das war der Student. Nun, Brée hatte seinen Plan mit diesem Herrn Bransen! Mit vollendeter Höflichkeit eilte er der Gräfin Niström entgegen und bot ihr seinen Arm. Die Schauspielerin mit dem bekannten Namen lächelte, als sich der Baron und die Gräfin setzten. Ja, dieser Herr Bransen war nicht erschienen! Was doch dieser fiesche Brée für ein Glück hatte! Er sah glänzend da, empfahl seinen Damen, dieses oder jenes Stückchen Hummer zu nehmen, unterhielt sich mit der Schauspielerin über Bühnenfragen, mit der Gräfin über die Neugründung eines Adelsklubs, dem sie als Vorsitzende angehörte, gab zwischen durch, gedrängt, eines seiner Abenteuer zum besten und blinzelte noch Vester zu, die ein paar Tische weiter saß, mit einem riesig interessierten Blick: was ist passiert!?

Er wußte selbst nicht, ob er es zu seinen Gunsten auslegen sollte, daß dieser Bransen nicht erschienen war, aber er bemerkte, wie um Vesters Mund ein Zug der Verstimmung spielte, wie sie immer wieder auf den leeren Platz blickte, wie sie sich mit einem angenommenen Lächeln unterhielt, das sehr erzwungen war.

Es wurde Mokka herungereicht — hm, Herr Bransen konnte kaum noch kommen. Und im Park verbrannte die Nacht, über dem Schwanenteich prasselten Girandolen in die Luft und hinterließen feurige Schweife und goldenen Regen.

Brée suchte nach Vester und konnte sie nirgends finden. Er lief durch den Park, blickte in jede Laube hinein, eilte zum hantelnden Pavillon, doch auch hier war sie nicht. Brée schüttelte den Kopf. War sie in einer der Gondeln, die leise über den Teich plätscherten? Er nahm ein Boot und suchte auf dem Wasser, vergeblich. Brée lief ins Haus.

„Vester!“

Sie sah sich scheu nach ihm um. Vester war allein in der Halle, ihre kleine silberne Gestalt verschwand in einem hohen Sessel. Vesters Augen waren traurig. Brée, der Kenner, verstand. Auch Vester war nur eine Frau wie jede andere, mit einer großartigen Geste und einem weichen Herzen. Er nahm ihre Hand, bereit, ihr Vertrauen zu gewinnen. „Vester, kann ich Ihnen helfen?“ fragte er und suchte ihren Blick.

Sie errötete und sah ihn mit ihren traurigen warmen, weichen Augen dankbar an. In diesem Augenblick war sie von Brée entzückt. „Er ist nicht gekommen,“ flüsterte sie etwas schamhaft. „Und er hat sich doch ebenso wie ich auf diesen Tag gefreut.“ Sie machte eine Pause, unglücklich wie ein Kind, dem sein Spielzeug fehlt. „Ferdinand, Sie sind mein Freund, und ich hab Sie gern, auf meine Art, darum, nur darum, spreche ich mit Ihnen darüber.“

„Aber vielleicht konnte er nicht kommen, Vester?“

„Vielleicht konnte er nicht, Ferdinand, —“ Sie zog die feinen Brauen in die Höhe und war ganz bestürzt. „Vielleicht ist er krank geworden, ja, es ist ihm etwas passiert.“

Brée besänftigte sie, so gut es ging, und er ersand immer neue Möglichkeiten, weswegen ein Mensch plötzlich nicht kommen konnte. Ohne einen Augenblick sein Ziel zu vergessen, verteidigte er den Studenten, entschuldigte ihn auf jede nur mögliche Weise, und schließlich gewann er Vester ein Lächeln ab. Vester lächelte, aber nicht über eine wichtige Bemerkung, wie Brée glaubte,



sondern über einen Gedanken, den sie in ihrem Kopf hin und herwiegte. Sie sagte nun mit einer ganz anderen Stimme und mit einem ganz anderen, fast freudigen Ausdruck im Gesicht: „Sie wissen, Ferdinand, daß ich Sie noch bestrafen muß! Ist es nicht so?“

Brée horchte auf.

„Ja, Ferdinand, Sie haben Ihre Strafe redlich verdient!“ Vester erhob sich, und es schien dem Baron, als wenn Vesters Trauer und Mitteilungsfähigkeit nur eine ganz kleine, entzündende Laune gewesen war, an die sie jetzt nicht mehr dachte. „Hier ist das Urteil, Ferdinand! Sie sollen zu ihm hingehen, und ihn holen! Verstehen Sie? Tot oder lebend sollen Sie ihn mir bringen!“

Der Baron stürzte in eine traurige Tiefe hinab.

„Ich soll —?“

„Ja, Sie sollen! Nehmen Sie die Strafe an?“

„Ich gehorche.“

(Fortsetzung folgt.)

## Im Lande der tausend Inseln.

Von Richard Hülsenbeck.

Zwischen Buddha und Motorcar.

Außerhalb der alten japanischen Hauptstadt steht auf einer kleinen Anhöhe der große Buddha der Daibutsu.

Er steht in einem nüchternen Tempel, der wie eine Scheune aussieht, und ist so groß, daß er fast mit dem Kopf das Dach seiner Behausung berührt.

Wir nähern uns mit unserem japanischen Führer der Gottheit. Staunen und Ehrfurcht erfüllt uns. Die Vester links und rechts liegen auf dem Boden und berühren mit dem Kopf die Steine.

Der Buddha hat ein paar Augen so groß wie Bratenschüsseln. Sie sind emailliert und sehen mit merkwürdig gespenstischem Blick in die Ferne.

Aber er sieht eigentlich nicht in die Ferne, sondern in sich hinein. Das wird einem erst klar, wenn man ihn länger betrachtet hat.

Er sitzt auf einer riesigen Lotusblume in der weltberühmten, meditierenden Haltung. Er sitzt da, als schwämme er mit der Blume auf einem See, gleichgültig, wohin es ihn treibt.

Unser Führer zeigt uns den frischen Anstrich und macht uns auf das Gold und die Bronze der Lotusblumenblätter aufmerksam. Wir nicken stumm, die Heiligkeit des Raumes wirkt. Die Vester rechts und links haben sich noch nicht vom Boden erhoben. Dann höre ich eine Stimme hinter mir: „What that? — O that's a very interesting monument.“

Erschüttert drehen wir uns um. Das ist der Einbruch des weltlichen Geistes. Wie die Wirkung einer Bombe.

Ein Amerikaner mit zwei Damen geht mit sachlichen Schritten von einem religiösen „Monument“ zum anderen. Er klopfte mit dem Knöchel seines Zeigefingers auf Holz und Gitterwerk, um sich von der Qualität des Materials zu überzeugen.

Dann tritt er einen Schritt zurück, um das Denkmal in seiner Größe zu erfassen. Ein Schein der Enttäuschung geht über sein barloses Gesicht.

Die beiden Damen machen's genau wie er. Sie gehen von Gegenstand zu Gegenstand und besehen ihn mit Augen, die ihm das Innerste nach außen drehen. Sie betasten, beriechen und schälen ab. Dann besprechen sie ihre Enttäuschung. Die Sensation ist bei näherem Hinsehen nicht so groß, wie der Wabeseler angibt. Wir sehen voll Interesse und mit einer gewissen Sorge auf die Vertreter der verschiedensten Weltanschauungen, die es überhaupt geben kann.

Was werden diese in tiefe religiöse Erstarrung versunkenen Menschen tun? Werden sie sich das alles gefallen lassen? Unser Führer steht mit hagerfüllten Wänden auf die Hornbrillen unserer Damen.

Aber es geschieht nichts, kein Ausbruch asiatischer Grausamkeit. Wir leben im 20. Jahrhundert, und sehr viele Japaner setzen ihre ganze Energie ein, um möglichst schnell die fahlschindelige Ueberlegenheit der Angloamerikaner zu erlernen.

Es geschieht nichts. Eine kleine japanische Frau klopft mich am Arm. Ich folge ihr aus der Tempelscheune heraus.

Vor mir hängt unter einem hässlichen Holzbaldach die Riesenglocke, die seit Jahrhunderten über Kyoto geläutet hat.

Gegen Erlegung von fünf Sen — das sind zehn Pfennig — kann man mit Hilfe eines primitiven, aber sinnreichen Apparates den gewaltigen Klöppel in Bewegung setzen.

Ich lasse mein Geldstück mit Vorsicht in die aufgehaltene Hand der Frau fallen. Die Japanerinnen können ungemein reizvoll lächeln. Sie lächeln eigentlich immer, wenn ein Mann sie ansieht. Das hat man ihnen bis vor kurzem sogar noch in den Schulen beigebracht. Der „Fortschritt“ hat allerdings auch das Lächeln der Japanerinnen fortgeweht, und heute kann man in der Ginga-Street in Tokio japanische Frauen sehen, die auf ein Paar den Adams gleichen, die in den Hotel-Robers der fünften Avenue sitzen.

Meine Glockenhüterin lächelt aber noch das altjapanische Lächeln. Die Glocke gab einen tiefen, brummenden Ton von sich — ein drohendes Gemurre, das über die Wipfel der Koniferen dem Dächergemimmel der Stadt zugetragen wurde.

Vor mir lag der Hof der Tempelstadt und in ihm hin und wieder verstreut, leblos ... die gebeugte Gestalt eines buddhistischen Gläubigen.

Aus dem Kloster schallten die Betaneien der betenden Mönche. Unser Führer strengte sich an: „Ganz rechts, meine Herren, auf der inneren Seite des Hofes findet sich ein Heiligtum des Schintoismus, jenes Naturgottesdienstes, der ...“

Aber wir verzichteten darauf. Ich hörte ein bekanntes Geräusch. Das war ein Motor, der ansprang.

Das Geräusch des Motors drang in die Feierlichkeit der bronzierten Hallen, aber niemand fand darin etwas Unerhörtes.

Die Vester beteten weiter und die große Glocke läutete weiter. Ich trat an den Ausgang des Hofes, wo man durch einen Torbogen auf Kyoto blicken konnte.

Die junge Amerikanerin stieg in den Wagen. Ihr Seidenstrumpf leuchtete grell und verlockend in unsere Mittelalterlichkeit.

## Gemischtes Theater.

Wenn man, voll von Begierde nach echter japanischer Kultur, in Tokio einen Japaner fragt, in welches Theater man gehen soll, so weist er einen mit tödlicher Sicherheit ins „Imperial“.

„Weißt du,“ sage ich zu meinem Freund, „daß die europäische Zivilisation ein Dreck ist, wird uns heute klar werden. Es wird eine altjapanische Legende gespielt. Wir werden altjapanische Kostüme zu sehen bekommen, altjapanische Sitten ... verstehst du, mein Junge ... ein Stück von jener fabelhaften künstlerischen Intuition, die ...“

„Schweig ... hast du die Nishikafalus bestellt ...?“

„Wir tun's nicht unter einem Fordcar ... wir wohnen nicht umsonst im besten Hotel Tokios ...“

Kaum gesagt, klopfte es an die Tür. Ein japanischer Kellner im europäischen Frack machte eine Verbeugung. Der Car stand bereit. Wir zuckten kaum mit den Achseln. Er verschwand, nicht ohne eine typisch altjapanische totaufaste Verbeugung gemacht zu haben. Im europäischen Frack. Die Unterwürfigkeit sitzt ihnen noch im Blut.

Wir gingen durch die Hotelhalle. Von oben kamen die scharfen Klänge der Jazzband. Wir sahen die Amerikaner tanzen, aber auch Japanerinnen im kurzen Rock, mit Bubentopf und hellen Seidenstrümpfen.

Der Portier, ein Mijum aus Tempeldiener und Kinoflicker, geleitete uns an den Wagen. Stolz über seine frische Livree und Trinkgeldsucht leuchteten aus einem gutmütigen Gesicht.

Der Verkehr in Tokio gibt dem Newyorker nicht viel nach. Die Schutzleute sind von unergründlicher Ruhe.

Wir hielten mit scharfem Ruck vor einem Steinquader-Bau. Im Vorraum spazierte mit langen feierlichen Schritten ein Portier auf und ab, der unserem Hotelportier auf ein Haas gleich. Er ritz uns mit jener Geiste selber Geldgier, die in einem Gegenfah zur Bedeutung des Ortes steht, die Türen auf. „Das ist mir alles zu modern,“ meinte mein Freund. „Du sprichst von altjapanischer Kultur ...“

„Warte ... mein Junge ...“

Es kam aber nichts, was eine Erwartung gerechtfertigt hätte. Wo sie hier etwas angreifen, was modern sein soll, wird es gut, reinlich, dauerhaft — aber häßlich, fürchterlich häßlich.

Der Kassierer reichte mir mein Billett, gewandt reißt er ab, stempelt, wechselt und bewegt sich wie das Urbild eines amerikanischen Clerks.

Ist das das gleiche Volk? Die falsche Vergoldung, die Kandelaber, Stuckmassen, die wie Kränze von Frankfurter Würsten — ist das in dem gleichen Lande, in Japan, in dem es ein Kamakura, ein Nara, ein Kiao gibt ...?

„Meine Herren,“ kommt ein Manager im Cut, „beeilen Sie sich ... die Vorstellung beginnt ...“

Unser Platz ist einfach, sehr bescheiden, eine Art Galerie.

Hier berührt sich der Orient mit dem Okzident.

Während unten Parkettsitze sind wie in allen europäischen Theatern, hat man hier Kongessionen an Affen gemacht.

Man sitzt auf Matten, man hat seine Teekanne und sein kleines Holzstühlen neben sich.

Links und rechts sitzen Männer und Frauen, die es sich für einen längeren Aufenthalt bequem gemacht haben.

Während unten die in amerikanischen Collegs erzogenen jungen Japanerinnen sitzen und ihre Perlenschnüre anschauen lassen, gibt es hier noch Mütter, die ihre Kinder in ihren Kimonos mit sich tragen.

Ein Gong ertönt, der Vorhang geht hoch. Nüchterer europäischer Vorhang mit griechischer Bemalung.

Feierliche Menschen bewegen sich über die Bühne. In einem Anwald, an einem See geht Unerhörtes vor sich. Ein Mann in primitivem Abendanzug redet auf eine Frau ein, die sich in elegantem Seidenkimono spreizt.

Atelung rollt die Sprache durch den Raum. Nach zwei Stunden erheben wir uns und gehen. Wir steigen mit äußerster Schonung über die Beine unserer Mitzuschauer.

Auf dem Rückwege waren wir beide stumm.

Dann sagte mein Freund ruhig: „Ich habe mich heute abend nicht überzeugen können, daß die europäische Zivilisation Dreck ist. Man darf nicht in diese halb europäisierten Theater gehen — da-



gegen ist das niedrigste europäische Nebentheater eine kultivierte Angelegenheit... Das schrecklichste waren die Dekorationen... alle frisch gepinselt... mit grellen Anilinfarben gemalt... eine Art japanischer Expressionismus...

Wir lachten... wir gingen weiter... es war dunkle Nacht. Ein Gewirr von Gassen tat sich auf. Vor den offenen Häusern Kellereifahren mit seltsamen riesigen Buchstaben. Frauen... Frauen mit Kindern, die wie Porzellanpuppen aussehen. Käufer und Verkäufer um Tische, auf denen bunte Wingezeiten geschichtet sind.

„Man muß“, sage ich, „wenn man noch etwas vom alten Japan sehen will, sich das Leben in den Straßen ansehen. Hier bewegen sie sich unbekümmert um den Einbruch Amerikas wie vor Hunderten von Jahren.“

## Der Polizeihund.

Von M. Sotikenta.

Dem ehrenwerten Jeremias Babkin wurde sein Pelz gestohlen. Babkin geriet deshalb in eine ungeheure Aufregung. Es tat ihm leid um den Pelz.

„So ein schöner Pelz —“, lamentierte er, „schade darum — Ach, wenn ich den Dieb nur erwischen könnte, den Kerl würde ich schon Mordelehren!“

Jeremias Babkin ließ einen Polizeihund holen. Vom Ausforschungsmann kam ein kleines Männchen, legitimierte sich als Detektiv und brachte mit sich einen prachtvollen Hund.

Er ließ ihn die Spuren an dem Hausvorbeschnuppern, zischte ein langgezogenes „Pff!“ und stellte sich zur Seite.

Der Hund begann seine Klaffen zu blähen, betrachtete mißtrauisch die Anwesenden — vor dem Hause hatten sich natürlich viele Menschen zusammengetrieben — und sprang dann mit einem jähen Satz auf Babkins Wirtschaftlerin, die alle Pelagja.

Die Ueberfallene wich gegen die Menge zurück, aber schon hatte sie der Hund am Saume des Kleides gepackt und ließ nicht mehr locker.

Großmutter Pelagja fiel vor dem Detektiv auf die Knie:

„Ja — —“ ächzte sie dumpf, „ich bin eine Sünderin — — Ich habe den Spiritusflasker gestohlen — — und auch zwei Wassereimer — — In meiner Kammer liegt alles verstreut — — Tötet mich — — Macht mit mir, was Ihr wollt — —“

Die Versammelten waren im höchsten Grade bestürzt.

„Vom Pelz weiß ich nichts —“, jammerte die Alte; „doch die anderen Sachen habe ich gestohlen — — Uebergebt mich dem Gericht — —“

Großmutter Pelagja wurde dem Polizeikommissariat eingeliefert, der Detektiv aber legte ein zweitesmal die Schnauze des Hundes an das Tor, zischte wieder „Pff!“ und sprang zur Seite.

Der Hund warde den Kopf, schien einen Augenblick zu zögern und warf sich dann auf den Hausverwalter Upradow.

Upradow wurde gleich und kummelte zurück.

„Erstfängt mich, meine teuersten Mitbürger —“, stöhnte er. „Ich habe bei euch die Gebühren für das Wasser eingesammelt, das Geld aber nicht abgeliefert, sondern für mich behalten — —“

Selbstredend stürzten sich alle sofort auf Upradow und fesselten ihn an Händen und Füßen. Der wacksame Polizeihund sprang indes auf den Bewohner des Zimmers Nr. 7 und setzte ihm Kranten in die Hosen.

Der Bewohner des Zimmers Nr. 7 bedeckte sein Antlitz mit den Händen und sank vor der Menge in die Knie:

„Ich habe gesündigt, Genossen, ich habe schwer gesündigt — — Ihn nicht beim Militär dienen zu müssen, habe ich in meinen Dokumenten das Geburtsdatum gefälscht — — Während die anderen ihr Blut für das Vaterland vergossen, sah ich bequem zu Hause, hatte elektrisches Licht, Gas und Hochdruckwasser — — Nehmt mich fest, ich habe gesündigt — —“

In der Menge wurden Stimmen laut:

„Ein ausgezeichnete Polizeihund!“

Jeremias Babkin begann unruhig zu werden, entnahm seiner Tasche einige Banknoten und überreichte sie dem Detektiv.

„Den Pelz wird man ohnedies nicht finden —“, sagte er; „es liegt mir auch nichts daran — —“

Schon aber war der Polizeihund an ihn herangesprungen und beschimpfte seine Hosen.

Babkin wurde blaß und verwirrt und wollte sich entfernen, aber der Hund ließ ihn nicht mehr los. Er stellte sich ihm in den Weg und begann mit dem Schweif zu wedeln.

Babkin zitterte am ganzen Leib.

„Gerechter Himmel!“ Jetzt bleibt mir nichts übrig, als die volle Wahrheit zu sagen! Ich bin ein Schwindler, ein elender Verrüger! Dieser Pelz, liebe Genossen, gehörte ja gar nicht mir!“ beichtete Jeremias Babkin seine Sünden. „Ich habe ihn, noch voriges Jahr, für einen Tag bei meinem Bruder geliehen und dann nicht mehr zurückgegeben. Wehe mir, wehe!“

Die Menge begann zu fliehen. Der Hund sprang blindlings auf die zwei ersten, die ihm in den Weg kamen, und beide gestanden sofort ihre verbrecherischen Taten. Der eine hatte Regierungsgelder unterschlagen, der andere aber ein Vergehen auf dem Kerkholz, das sogar bei Gericht nur unter Ausschluß der Öffentlichkeit zur Sprache kam.

Die Gasse war leer. Weit und breit sah man niemanden. Nur der Hund mit dem Detektiv stand noch da.

Plötzlich stellte sich der Hund vor den Detektiv und begann wieder mit dem Schweif zu wedeln.

Der Beamte der Kriminalpolizei wurde blaß und fiel vor dem Hund auf die Knie.

„Waidburger Hund“, fluchte er, „führ mich ins Loch. Man zahlt mir für deine Erhaltung drei Rubel per Tag, ich aber stehe zwei davon in meine eigene Tasche.“

Was weiter geschah, konnte ich nicht sagen. Für alle Fälle nahm ich Abschied.

## Aus aller Welt.

War Shakespeare ein Brahlhans? Unter dieser Bezeichnung hielt Sir Arthur Quiller-Couch seine erste Vorlesung über Literatur im Sommersemester der Universität Oxford. Der Vortrag stellte die Abwehr eines Angriffs dar, der von Blättern zweifelhaften Rufes und Pseudoliteraten hypermoderner Richtung gegen die Person und das dichterische Schaffen des größten englischen Dichters William Shakespeare erhoben worden war.

Sir Arthur selbst ein sehr namhafter Gelehrter von internationalem Ruf, und einer der besten Kenner der englischen Literatur, führte etwa folgendes aus:

Das dramatische Schaffen Shakespeares, ist poetische Kraft erster Qualität. Sie ist gleichzeitig höfisch, weil sie auf dem Boden ihrer Zeit gewachsen, das historisch echteste Bild damaliger Zustände gibt. Diese Zeitströmungen, ihre Laster und ihre Tugenden sind verkörpert in Shakespeares Königen, Bringen und Grafen. — War Shakespeare ein Brahlhans? Diese Frage konnte nur ein Wichtigtuer, ein Brahlhanschen aufwerfen! Der Redner zerpflichtete dann die ganze Pöbel gegen einen Dichter vom Range Shakespeares gerichtete Agitation, beleuchtete die im Vergleich zu dem Riesengeist des Dichters epigonenhaften Intelligenzen derer, die den Versuch machten, Schmutz auf Shakespeares Namen zu häufen. „Shakespeare hatte ein überaus mitleidiges Herz! Er war kein Krieger und kein Fürstendotter!“ — Wir Deutsche, denen der britische Dichter, sein Schaffen und seine Werke längst ganz zu eigen geworden sind, fassen uns an den Kopf, ob dieser merkwürdigen Kontroverse. — Uns ist Shakespeare eine unantastbare Persönlichkeit, und wir begrüßen die scharfe Abwehr, die der englische Literaturforscher den „kleinen Wichtigtuern und Brahlhanschen“ erteilte.

Drei Monate nach der Hochzeit... Der in Czernowitz ansässige Kaufmann S. Schurm, dessen erste Ehe vor Jahresfrist geschieden wurde, heiratete vor drei Jahren ein 24jähriges Mädchen, das eine Mitgift von 400 000 Lei in die Ehe brachte. Schurm, der 36 Jahre alt ist, lebte mit seiner jungen Frau anscheinend recht glücklich. Das Geld hatte man bei einer Bank deponiert, und zwar so, daß es nur mit Zustimmung beider Eheleute abgehoben werden konnte. Schurm unterhielt jedoch während der ganzen Zeit ein Verhältnis mit einer gewissen Josephine Schönholz, mit der ihn schon vor seiner zweiten Ehe intime Bande verknüpften. Nun scheint ihn die Schönholz dahin berebet zu haben, mit ihr nach Südamerika zu fliehen, natürlich unter Mitnahme der 400 000 Lei. Schurm erzählte dann auch seiner Frau, daß er das Geld zum Einkauf von Lebensmitteln für sein in Czernowitz von ihm betriebenes Kolonialwarengeschäft brauche. Die junge Frau ging auch mit zur Bank und gab ihre Zustimmung zur Abhebung ihres Kapitals. Auf der Bank blieb nur noch ein Rest von 1000 Lei stehen.

Inzwischen hatte die Schönholz für die Beschaffung der Auslandspässe Sorge getragen. Schurm verabschiedete sich am Bahnhof von seiner Gattin und fuhr angeblich nach Galatz um dort seine Einkäufe zu besorgen.

Am Abend erschien jedoch bei der jungen Frau ein Mann, der ihr anbot, ihr gegen Zahlung von 500 Lei etwas von außerordentlicher Wichtigkeit mitzuteilen. Nachdem er das Geld erhalten, erklärte er, daß er die Auslandspässe für Schurm und seine Geliebte ausgestellt, daß es aber wohl noch möglich sei, die Abreise zu verhindern.

Frau Schurm erstattete nun Anzeige bei der Polizei. Als die Polizeibeamten früh um 4 Uhr in die Wohnung der Schönholz eindringen, hatte diese gerade ihre Koffer gepackt und war im Begriff, einen Chauffeur zu rufen. Sie wurde sofort verhaftet und wird sich wegen Beihilfe zur Urkundenfälschung zu verantworten haben. Dagegen ist es bis jetzt noch nicht gelungen, Schurm dingfest zu machen. Die Polizei gab kein Signalement an alle Grenzstationen, doch ist es fraglich, ob Schurm, der ja im Besitze der 400 000 Lei ist, inzwischen nicht längst das Ausland erreicht hat.

## Fröhliche Ecke.

Die scharf geladene Theaterpistole.

1. Filmschauspieler: „So war also die Pistole nicht geladen? In der Tat schrecklich!“

2. Filmschauspieler (verwundet): „Ich hätte mir nichts daraus gemacht, aber der Kerl von Regisseur brüllte auch noch obendrein: „So fällt man nicht hin, wenn man totgeschossen ist.“

Ausrede.

Dame des Hauses (zum Dienstmädchen): „Wie kommen Sie dazu, durchs Schlüsselloch zu schauen?“

Mädchen: „Entschuldigen Sie, bitte, gnädige Frau! Ich wollte nur sehen, ob Spinnweben im Schlüsselloch wären!“

Bozologie. „Sag mal, Kleiner, wohnt hier nicht im Hause ein Herr Fische?“ — „Ja, im ersten Stock wohnt einer, aber der heißt Hering.“

Verantwortlich: i. B. Guido Baehr, Bognan.